

Du sollst nicht töten

Andrzej Kaczyński, *Rzeczpospolita*, 20. Juli 2000

Wir können inzwischen mit recht großer Genauigkeit den bislang unbekanntem Bestattungsort der Gebeine von mindestens einigen hundert Juden – Männer, Frauen und Kindern – bestimmen, die bei lebendigem Leib in Jedwabne in der Nähe von Łomża am 10. Juli 1941 verbrannt wurden. Nach zweimonatigen Nachforschungen trafen wir auf einen Augenzeugen, den vierundsiebzigjährigen Leon Dziedzic aus dem Dorf Przestrzele unweit von Jedwabne, der als damals fünfzehnjähriger Junge auf Aufforderung der nationalsozialistischen Behörden an der Vergrabung der Opfer des Verbrechens teilnahm, das eine Gruppe ortsansässiger Polen aufgrund eines Befehls, einer Anregung oder auch nur aufgrund der Duldung durch die Deutschen begangen hatte. Wir haben auch erste polnische Zeugen gefunden, die die sehr knappen Berichte von Juden bestätigen, die sich aus einer ähnlichen Tragödie im zwanzig Kilometer von Jedwabne entfernten Radziłów im Kreis Grajewo retten konnten, wo am 7. Juli 1941 fast alle jüdischen Einwohner dieser Kleinstadt sowie aus den umliegenden Dörfern von Polen umgebracht wurden. Wir sprachen auch mit der einzigen in Radziłów lebenden Jüdin, die vor dem Pogrom gerettet wurde, mit der fünfundachtzigjährigen Marianna, sowie mit ihrem Retter, ihrem Ehemann Stanisław Ramotowski.

Heute, am 59. Jahrestag der Vernichtung der Juden von Jedwabne, legen die Vertreter des Stadtrates Blumen nieder und entzünden ewige Lichter an dem Ort, an dem die Brandopfer begraben wurden.

Sie befahlen uns, mit dem Spaten anzutreten

„Die Deutschen brauchten jeden Tag Leute für unterschiedliche Arbeiten“, erzählt Leon Dziedzic. „Der Dorfschulze legte die Reihenfolge fest. Aus der Stadt schickten sie einen Boten mit der entsprechenden Anforderung, wie viele Leute und mit welchem Werkzeug sich einfinden sollten. An diesem Tag, als ich und ein Nachbar an die Reihe kamen, befahlen sie uns, mit einem Spaten anzutreten. Das muß am 12. Juli gewesen sein, zwei Tage nach der Tragödie der Juden. Ich wußte, was am 10. Juli in Jedwabne geschehen war, obwohl meine Mutter – wir waren zu acht, der Vater lebte bereits nicht mehr, er war ein Jahr vor Ausbruch des Krieges gestorben – mir verboten hatte, an diesem Tag aus dem Haus zu gehen. Bis hierher waren die Todesschreie zu hören, die in ein stiller werdendes Wehklagen übergingen, und man sah schwarzen Rauch über dem Kirkut [ein im polnischen benutzter hebräischer Ausdruck für Friedhof] aufsteigen, der von uns weniger als drei Kilometer Luftlinie entfernt war.“

„Sie riefen uns (mindestens 20 Mann) zusammen und trieben uns in Richtung des jüdischen Friedhofs. Die Brandstätte wurde von drei Gendarmen bewacht. Erst später verstanden wir, warum. Vor uns mußte hier schon eine andere Mannschaft gearbeitet haben; der Leichenberg war mit einer dünnen Schicht Sand bedeckt. Der Anblick der verkohlten Überreste der ehemaligen Scheune war nicht zu beschreiben. Das Feuer mußte von Ost nach West gewütet haben, denn die linke Scheuer war fast leer, dort lagen nur vereinzelt Leichen. Im mittleren Teil, auf der Dreschtenne, waren es schon mehr. Aber erst in der rechten Scheuer gab es ein mehrschichtiges Durcheinander von Körpern. Die von oben waren verkohlt, die weiter unten liegenden waren versengt, die darunter nur angeengt. Bei den ganz zuunterst liegenden Leichen war sogar die Kleidung nicht vom Feuer erfaßt worden. Sie waren nicht durch die Flammen gestorben, sondern erstickt oder totgetrampelt worden.“

„Wir gruben einen Graben von der Nordseite kommend, auf der Rückseite, nicht vom Kirkut her, denn dort verlief dicht neben der Scheune ein Weg. Einen Graben von fünf oder sechs Meter Länge, drei Meter Breite und zwei Meter Tiefe, dicht beim Mauerwerk des Fundaments. Die Wand direkt an diesem Graben drückten wir nach unten, aber an den restlichen drei Seiten war sie erhalten, man konnte sie erfühlen, sie können nicht tiefer als einen Spatenstich liegen, und auf diese Art könnte man den Grundriß der Scheune rekonstruieren. Dort sind diese Unglücklichen begraben.“

„Man konnte die Körper nicht voneinander lösen, so sehr waren sie ineinander verflochten. Aber die Leute versuchten, die Leichen zu durchsuchen, um in der Kleidung eingenähte Wertsachen zu finden. Ich stieß auf eine Schuhcremedose von Brolin. Es klingelte. Mit dem Spaten brach ich sie auf. Geldstücke schimmerten, wahrscheinlich goldene Fünfrubelstücke aus der Zarenzeit. Die Menschen stürzten sich darauf, sie einzusammeln. Das zog die

Aufmerksamkeit der Gendarmen auf sich. Sie durchsuchten alle. Wer seinen Fund in die Tasche gesteckt hatte, bekam ihn abgenommen und zudem noch Schläge auf den Kopf. Wer ihn in seine Schuhe gestopft hatte, rettete die Beute.“

„Die Leichen der Juden, die am gleichen Tag, am 10. Juli, aber bereits früher, gestorben waren, die nicht in der Scheune verbrannt, sondern in der Stadt ermordet worden waren, etwa auf dem Kirkut, nachdem sie das Lenin-Denkmal dorthin getragen hatten; oder auf der Flucht gefaßt und auf dem Feld oder im Wald erstochen worden waren. Ihre Leichen lagen bereits nicht mehr obenauf, sondern unter der frisch bewegten Erde auf der anderen Seite des Weges, schon auf dem Gelände des Kirkut. Der jüdische Friedhof wurde damals von einem niedrigen Zaun umgrenzt mit einem Tor, das mit den Tafeln der zehn Gebote (des Dekalogs) geschmückt war. Die Menschen sagten, daß die Juden gezwungen wurden, sich dort ihr eigenes Grab zu graben. Sowohl die, denen man befohlen hatte, das Lenin-Denkmal zu tragen, als auch eine andere Gruppe. Es wurde auch erzählt, daß der Kommandant des Gendarmeriepostens am darauffolgenden Tag denjenigen Polen eine Szene machte, die während des Pogroms eine führende Rolle gespielt hatten: Ihr habt darauf bestanden mit den Juden aufzuräumen, aber Ordnung halten, das könnt ihr nicht. Es ging ihm darum, daß am folgenden Tag die Überreste dieser verbrannten Menschen nicht vergraben waren, und er sich fürchtete, daß sich eine Epidemie ausbreite, denn es war heiß und die Hunde machten sich bereits über die Leichen her.“

Wächter der unbekanntenen Gräber

„Das Schicksal wollte es, daß ich Gefallene bestatten mußte und das nicht nur ein Mal. Wobei die Bestattung der Juden am unerträglichsten war, ich wurde krank, einige Male erbrach ich mich, und bis heute kann ich mich nicht von diesem Alptraum befreien“, sagt Leon Dziedzic. Er führt uns zu dem Wald, der sich zwischen Jedwabne und dem Dorf Przestrzele erstreckt. „Hierhin brachten die Gendarmen die Menschen zu den Erschießungen“. Auf einem der Waldgräber hat man ein Denkmal zu Ehren von „zwanzig politischen Aktivisten“ errichtet, das mehr über die Zeit aussagt, in der die Gedenktafel entworfen wurde, als über die Gefallenen. „Hier liegen Polen, Juden und Russen, aber über irgendeine politische Tätigkeit ihrerseits weiß niemand Bescheid“, erklärt Dziedzic. Weiter gibt es ein Grab von zwei hier erschossenen Ehepaaren, das von ihren Familien gestiftet wurde.

„Zuerst errichteten sie ein Eisenkreuz, später fragten sie, ob sie ein Grabmal aufstellen könnten. Das hier ist mein Grundstück, mein väterliches Erbe. Na sicher, habe ich gesagt, aber gebt mir dafür dieses Kreuz, dann stelle ich es daneben auf, wo fünfzehn Erschossene liegen.“ „Ich weidete gerade mein Pferd, schaue und sehe einen frischen Erdaushub, der mit Kiefernäzweigen abgedeckt war. Ich hastete nach Hause. Heute nacht wird nicht zuhause übernachtet, sage ich, die Gendarmen bereiten eine Exekution vor. Aber da hörten wir auch schon Schüsse im Wald. Ein Lastwagen fuhr dreimal hin und her, mit je fünf Verurteilten und fünf Gendarmen. Jeder Gendarm erschöß seinen Verurteilten.“ An das folgende, deutsche Grab aus dem Jahr 1945 erinnern sich wohl nur noch Leon Dziedzic und sein Sohn. Die Russen rückten an, die Deutschen zogen sich zurück und ließen einige Soldaten zurück, die den Rückzug decken sollten. Einer starb auf der Stelle an seinem Maschinengewehr. Zwei waren verletzt, die Sowjets haben sie getötet. Ihre eigenen Gefallenen nahmen sie mit, die Deutschen ließen sie zurück. Sie blieben dort von Ende Januar bis April liegen, nur von Zeit zu Zeit verschwand etwas von ihrer Kleidung, so daß sie schließlich nur noch in der Unterwäsche dalagen. „Ich war nicht mehr hier am Ort, sondern in ein Lager gebracht worden; ich mußte Panzergräben in Ostpreußen ausheben. Gleich nebenan war ein Lager mit sowjetischen Kriegsgefangenen, tausend Menschen; alle wurden erschossen“, sagt Dziedzic. „Erst als ich zurückkehrte, begrub ich diese drei Deutschen, der Schnee taute bereits. Hier liegt der mit dem MG, und hier die beiden anderen Getöteten.“ Leon Dziedzic zeigt auf eine bereits kaum mehr sichtbare Bodensenke. „Zur Erinnerung habe ich mit meinem Sohn kleine Kreuze in die Kiefern an den vier Ecken des Grabes geritzt.“

Die Wälder rund um Jedwabne sind übersät mit solchen Gräbern. Die Geschichte eines von ihnen zeigt, wie kompliziert die Kriegsschicksale der hier lebenden Menschen waren. Seit dem Einmarsch der Deutschen war schon einige Zeit vergangen, als eine Gruppe von „Waldmensch“ [Partisanen, die sich in den Wäldern verbargen] beschloß, mit denen abzurechnen, die sie für kommunistische Parteigänger hielten. Wen sie genau repräsentierten, weiß man nicht. Sie erließen „Urteile“ gegen einige Personen, darunter gegen einen Landwirt aus Przestrzele, bei dem während der sowjetischen Besatzung ein Lagerhaus eingerichtet gewesen war. Eines Nachts nahmen sie ihn,

seinen Sohn und noch jemanden mit. Sie führten sie in den Wald. Der Sohn floh und versteckte sich auf einem Baum. Sie suchten ihn, schossen blindlings, aber erwischten ihn nicht. Ihm war klar, daß sie ihm jetzt erst recht nicht vergeben würden. Also schlug er sich nach Łomża durch und ging direkt zur Gestapo. Dort sagte er aus, wer ihn verfolge und welche Waffen sie besäßen: er kannte sie, denn es waren seine Nachbarn. Die Polizei kam, umstellte die Häuser, machte eine Durchsuchung. Die Denunziation des Jungen bestätigte sich mit Ausnahme eines Mannes; sie schlugen ihn, aber er bekannte sich zu nichts. Diesen schickten sie in die Steinbrüche, die anderen erschossen sie im Wald.

Verschone mich!

„Seit der Verbrennung der Juden war schon einige Zeit vergangen. Ich ging abends zur Scheune, um Stroh für das Pferd zu holen. Da hörte ich ein Rascheln. Ich blickte in die Scheuer, undeutlich erkannte ich eine menschliche Gestalt. Sie faßte mich an den Beinen: ‘Schenk mir das Leben, verschone mich, ich bin gleich weg. Ich bin vor den Gendarmen geflohen...’ Es war Szmul Wasersztajn, mein Altersgenosse, ein guter Schulkamerad aus der gleichen Klasse. Wir hatten uns angefreundet, meine gesamte Familie kannte ihn gut. Während der sowjetischen Besetzung handelte er mit Fleisch, er kaufte auf dem Dorf alles mögliche, mal eine Kuh, mal ein Lamm oder sogar ein Schweinchen. Er bat nur darum, das nicht den anderen Juden zu verraten. Er hielt die Tiere bei uns, und wenn er eine Bestellung bekam, schlachtete er sie und nahm sie aus. ‘Lieg still, versteck dich’, sage ich ihm, ‘ich werde zur Mutter laufen und ihr alles erzählen’. Nachts brachte ich ihn dann in unsere Wohnung. Szmul sagte, daß man ein Versteck für ihn vorbereite und bat darum, daß man die Wyrzykowskis aus dem Dorf Janczewo benachrichtige, auf der anderen Seite von Jedwabne. Wenige Zeit später kam Antosia Wyrzykowska zu uns – die sieben Juden, die sie bis zum Ende des Krieges bei sich versteckte, nannten sie nie anders – angeblich zum Schuster, denn mein Bruder flickte Schuhe. Wir besprachen alles. Szmul blieb zwei Wochen bei uns, dann brachten meine Schwester und mein Bruder ihn über die Felder nach Janczewo.“

Ich sagte Leon Dziedzic, daß der Bericht von Szmul Wasersztajn über den Pogrom an den Juden von Jedwabne, den er kurz nach dem Krieg bei der Jüdischen Historischen Kommission in Białystok gegeben hatte, die grundlegende historische Quelle ist. Auf der Grundlage seines Berichts fand im Jahr 1949 der Strafprozeß gegen die von ihm benannten Täter dieses Verbrechens statt. Kürzlich wurde der Bericht – nach vielen Jahren des Vergessens – veröffentlicht und aus diesem Grund begann ich mit meinen Nachforschungen zu dieser Geschichte. Inzwischen hat der Bericht Wasersztajns Professor Jan Tomasz Gross veranlaßt, zu diesem Thema ein ganzes Buch zu schreiben, doch das erlebte Szmul Wasersztajn bereits nicht mehr; er starb im Februar dieses Jahres. Von dem Tod seines Schulkameraden wußte Leon Dziedzic, aber von seinem Bericht und dem Buch von Gross hatte er nichts gehört. Ich schenkte es ihm und er war sehr bewegt, als er darin Fotos von Wasersztajn fand.

„Szmul kam zu uns, als er aus Costa Rica zu einem Besuch nach Polen kam. Wir begegneten uns nicht, denn ich war gerade bei meinem Sohn in den Vereinigten Staaten. Meine Mutter lebte bereits nicht mehr. Er bat darum, ein Foto von ihr zu sehen. Er küßte es und weinte. Er sagte, daß zuerst seine eigene Mutter ihm das Leben geschenkt habe, und ein zweites Mal meine Mutter“, erzählte mir Dziedzic. Aufgrund der Hinweise von Leon Dziedzic wird man die Massengräber der am 10. Juli 1941 in Jedwabne ermordeten Juden ausfindig machen können.

Radziłów

Über die Vernichtung der Juden von Radziłów erfährt man aus dem Bericht von Menachem Finkelsztajn. Doch das im Jüdischen Historischen Institut in Warschau aufbewahrte Dokument ist nicht vollständig erhalten; es existieren die Seiten, die über die Vorbereitungen und die Anfangsphase des Pogroms berichten, aber der Teil, der die tatsächliche Vernichtung beschreibt, ist irgendwo abhanden gekommen. Am Rande der Stadt, an der Straße nach Wizna, steht ein kleines Denkmal mit der Inschrift: „Im August 1941 ermordeten die Faschisten 800 Personen jüdischer Nationalität, von denen sie 500 bei lebendigem Leib in einer Scheune verbrannten.“

Die Zahl der Ermordeten ist – ähnlich wie in Jedwabne – schwer festzustellen; so viele Juden kamen in diesem Ort ums Leben, aber wie viele genau, wann und unter welchen Umständen ist nicht bekannt. Das Datum stimmt nicht. Die Vernichtung der jüdischen Gemeinschaft von Radziłów geschah am 7. Juli 1941. Man kann vermuten, daß

das Datum bewußt um einen Monat verschoben wurde, da es im August 1941 im Bezirk Białystok bereits keine polnische Beteiligung an der Ermordung von Juden mehr gab, wohingegen dies in einigen Orten in der letzten Juniwoche und im Juli noch der Fall gewesen war. Die Pogrome ereigneten sich nacheinander in Orten, die an einer Linie liegen, die man von Nordosten nach Südwesten ziehen kann: in Szczuczyn, Wąsosz, Radziłów und Jedwabne. Die Inschrift sagt nicht die Wahrheit über die Täter des Verbrechens.

„Ich habe nicht gesehen, daß an diesem oder am vorangegangenen Tag zu uns nach Radziłów von außerhalb irgendwelche Deutsche gekommen sind. Ein Gendarm stand auf dem Balkon und schaute zu.“ „Das haben unsere getan“, berichtete mir ein Augenzeuge über die Ereignisse vom 7. Juli 1941, der darum bat, daß sein Name unerwähnt bleibt. „Bereits am Vortag, am Sonntag, den 6. Juli, kamen viele Leute mit Fuhrwerken aus Wąsosz nach Radziłów, wo der Pogrom einen Tag zuvor stattgefunden hatte.“

Das Szenario glich dem in Jedwabne. Am Morgen wurden alle Juden auf den Marktplatz getrieben. Ihnen wurde befohlen, das Gras zwischen den Pflastersteinen herauszureißen. Sie wurden geschmäht, geschlagen und erniedrigt. Gleichzeitig begann man, die jüdischen Wohnungen zu plündern. Die flüchtenden und sich versteckenden Juden wurden gejagt. Nach einigen Stunden wurde aus den Juden ein Zug formiert. Man trieb sie in eine Scheune, wo sie bei lebendigem Leib verbrannt wurden. „An diesem Tag wurden etwa sechzig Familien ermordet – vielköpfige Familien, die aus mehreren Generationen bestanden. Wenn man davon ausgeht, daß dazu Großeltern, Eltern und Kinder zählten, dann konnte eine solche Familie sieben oder acht Personen umfassen, so daß die auf dem Denkmal angegebene Anzahl der verbrannten Personen mit 500 in etwa der Wahrheit entspricht“, sagte mein Informant. Er erinnerte sich auch, daß damals gesagt wurde, die Deutschen hätten angeblich mit den Mördern aus Szczuczyn abgerechnet. „Das gleiche, was Ihr den Juden angetan habt, könntet Ihr mit uns machen wollen“, sollen die Deutschen gesagt und über zehn Personen erschossen haben. Er meinte auch, nach dem Krieg wären manche Leute aus Radziłów zum Verhör nach Białystok vorgeladen worden. Von wem und wann sie verhört wurden, konnte mein Informant nicht sagen. Er selbst wurde auch vorgeladen. Er sagte damals aus, daß die Polen die Vernichtung ausgeführt hätten. Der ihn Verhörende widersprach dem heftig. „Weshalb haben Sie mich vorgeladen, wenn Sie es besser wissen?“, fragte mein Gesprächspartner. Daraufhin erlaubte der ihm, seine Version zu erzählen, und riet ihm danach, diese für sich zu behalten. Der Prozeß fand in Etka statt. „Vor Gericht habe ich nicht die Wahrheit gesagt“, gab er zu.

Ich habe sie aufs Feld hinausgebracht

Stanisław Ramotowski aus Kramarzew-Dziewięcin, einem Weiler bei Radziłów, behauptete, daß er von dem geplanten Pogrom einen Tag zuvor erfuhr. „Józef (falls ich den Namen richtig in Erinnerung habe) Malinowski aus Czerwonki kam mit der Warnung zu mir, daß am folgenden Tag die Leute aus Wąsosz 'mit den Juden aufräumen würden'. Ich lief los, um die mit uns befreundete Familie Finkelsztajn zu warnen, die die Mühle in Dziewięcin betrieb. Sie wollten mir nicht glauben, aber ich brachte sie hinaus und versteckte sie auf meinem Feld: Mutter, Sohn und zwei Töchter sowie die beiden Kinder der einen Tochter. Fünf Personen. Es gelang mir, sie bis 1943 zu verstecken, aber dann denunzierte sie jemand bei den Deutschen. Sie brachten sie ins Ghetto nach Radziłów. Tatsächlich trieben sie die wenigen verbliebenen Juden zu den Trümmern der Synagoge. Rachel und ich waren zu diesem Zeitpunkt nicht da. Aber am folgenden Tag holten sie auch Rachel ab. Abends gelang es mir, sie zu befreien. Dabei half mir der Gendarm Godlewski, mit dem ich gemeinsam in der Heimatarmee war; er war eben von der Untergrundorganisation in die Gendarmerie geschickt worden. Die ganze Familie konnten wir bereits nicht mehr retten. Sie hatten sie zum Sammelpunkt in der Nähe von Grajewo, dann nach Prostki gebracht. Das ist die letzte Station vor Treblinka. Aber zu diesem Zeitpunkt mußte ich mich bereits selbst verstecken und konnte nur nachts hinausgehen. Wir lebten bis zum Ende des Krieges in Erdhöhlen.“

Rachel Finkelsztajn heißt heute Marianna Ramotowska. „Wir wollten noch während des Krieges heiraten, aber der Priester weigerte sich, eine gefälschte Geburtsurkunde auszustellen“, sagt Herr Stanisław. Im Jahr 1991 erhielt er das Diplom und die Medaille der „Gerechten unter den Völkern der Welt“ vom Institut Yad Vashem in Jerusalem. Andrzej Kaczyński, geb. 1948. Reporter von Rzeczpospolita, Redakteur von „Tygodnik Solidarność“ im Jahre 1981 und verschiedener Untergrundperiodika während des Kriegsrechts. Lebt in Warschau.

Aus dem Polnischen von Claudia Kraft